

In diesen Nächten. . . .

In diesen Nächten möcht' ich weinen können
Blutige Tränen, die das Weh mir lösen,
Feuertropfen, die in meiner Seele brennen
Wie Sterne, die am Himmel tanzen . . .
Ein feiner Regen sprüht
Und wäscht zum Spiegel rein die Straße,
In dem das Licht von tausend Lampen glüht
Und arme Dirnen trüb die Zukunft sehen
Fern von dem Singsang bunter Nachtlokale . . .
Auf nassen Bänken kauern Obdachlose,
Wie kranke Vögel, frierend und bekloffen.
Das Fragen haben sie schon längst verlernt,
Warum und wie es so gekommen.
Was nützt es auch! Die Stadt singt doch
ihre Lied.

Die Tramway und die tollen Autos rennen
Vorbei, wo ihre Sorgen haufen,
Und ihres wilden Stromes Brausen
Verschlingt das Plärren, das die Armut greint —
In solchen Nächten möcht' ich weinen können . . .
Bruno Schönkank.

Ein Blick jenseits des Krieges.

Unter dem Titel „Die Vereinigten Staaten Europas?“ schreibt der bekannte Kunsthistoriker Domenico Gnoli im „Giornale d'Italia“ über die Aussichts, die sich nach Beendigung des Krieges der europäischen Kultur aufstun. Ein Teil dieser Ausführungen sei hier wiedergegeben:

„In dem großen, furchtbaren Kampf ergreift das tödliche Ringen zwischen Frankreich und Deutschland am meisten unsere Gemüter, wobei die meisten mehr für Frankreich, die geringere Zahl, und zwar nur aus der intellektuellen Klasse, für Deutschland Partei nehmen. Aber sowohl die einen wie die anderen sollten sich hüten, durch die politische Leidenschaft sich in ihrem Urteil über die im Kampf stehenden Völker hinreißten zu lassen.

Vor allem wegen seiner Sprache, die uns hart von ihm scheidet, ist Deutschland in Italien wenig bekannt, oder man kennt es, was schlimmer ist, aus den Nachrichten und Urteilen der natürlich nicht unparteiischen französischen Schriftsteller. Wer Deutschland aber direkt kennt, für den ist es — und das können nicht wenige Italiener bezeugen, besonders Männer der Wissenschaft und die jungen Leute, die seine großen Universitäten besuchten — im allgemeinen nicht nur ein Gegenstand der Bewunderung, sondern auch, sobald man nicht an der Oberfläche der nordischen Steifheit haften bleibt, der Sympathie für die im privaten und im Familienleben betätigte Tätigkeit.

Die Kraft und das Leben Deutschlands liegt in der Disziplin des Intellekts, des Berufslebens und Lebens. . . . Nachdem sie in die unergründlichen Tiefen des Geistes und der Natur hinabgestiegen, in die Harmonien des Weltalls gedungen waren, um sie in erhabener Erkenntnis wiederzugeben, nachdem sie durch die Wissenschaft ihren Waffen den Sieg gesichert, setzten die Deutschen die ganze Welt in Erstaunen, indem sie den Geist ihrer Disziplin im praktischen Leben anwandten, ganz ungeachtete Fähigkeiten zutage treten ließen und zu Rivalen der ältesten und mächtigsten Nationen in Industrie und Handel zu Wasser und zu Lande wurden. Bei der Abneigung gegen Deutschland, die mehr oder weniger stark in jedem Lande Europas zutage tritt, muß man ohne Scheu zugeben, daß das Gefühl des Reides und der Eifersucht gegen seine stolzen Eroberungen auf allen Gebieten menschlichen Wirkens mit ins Gewicht fällt.

Von uns Italienern darf auch nicht vergessen werden, wieviel wir Deutschland bei dem Wiedererstehen unserer Wissenschaft

verdanken; auch dürfen wir nicht vergessen, daß kein Volk der Welt je in dem Maße wie das deutsche seine Aufmerksamkeit Italien zugewendet hat, um dessen Geschichte, Kunst und Leben vom fernsten Altertum bis auf unsere Tage zum Gegenstand des Studiums zu machen. Auch kennt kein Volk das heutige Italien und schätzt es nach seinem wahren Wert, wie dies die gebildeten Klassen Deutschlands tun.

Und ihm gegenüber steht Frankreich: das große Frankreich, das seit vielen Jahrhunderten eine unbestrittene mehr geistige als militärische Herrschaft in Europa innehatte. Ihm gegenüber steht Paris mit seiner unerschöpflichen Genialität, ein beständiger Brennpunkt des Lebens, ein unübersteigliches Zentrum der Anziehung, gewohnt, durch die Stimme seiner großen Schriftsteller die Welt zu zwingen, mit seinem Hirn zu denken, mit seinem Herzen zu fühlen. Und dieses Frankreich hat bei allen Meinungsverschiedenheiten mit uns Italienern Rassenverwandtschaft, geschichtliche Gemeinschaft, Zusammenhang der Sprache und Kultur, und ist schließlich durch die unvergängliche Erinnerung seiner Heere verknüpft, die für die Befreiung Italiens ihr Blut mit dem unseren vermischten.

Rein, wir dürfen nicht, wir können nicht gegen eines der beiden großen Völker für das andere Partei nehmen, sondern müssen wünschen, daß weder das eine noch das andere aus dem ungeheuren Kampfe so geschwächt hervorgehen möge, daß die menschliche Kultur dadurch zurückgeworfen wird. Welch furchtbares Schauspiel bietet sich heute der Welt! Grauenhaft, nicht nur wegen der grausamen Verletzung des menschlichen Gefühls, sondern auch deshalb, weil die Kultur unter zwei verschiedenen Formen sich selbst zu bekämpfen und gegen sich selbst zu wüten scheint. In Wirklichkeit ist es aber nicht die Kultur, sondern sind es deren Unvollkommenheiten, die in den beiden großen Völkern den Grund des Kampfes darstellen. Auf der einen Seite ist es der Mangel an Disziplin, an Einordnung und Unterordnung des Individuums gegenüber der Allgemeinheit, welche Disziplin, Einordnung und Unterordnung als Bindemittel des sozialen Lebens darstellen, ohne die dieses zerfällt und zerbröckelt; und auf der anderen Seite, durch wunderbare Erfolge gefördert und von oben begünstigt, die Ausschließlichkeit des Rassenprinzips, die die Quellen der menschlichen Sympathie verdorren läßt. In beiden Völkern haben wir zwei große Erscheinungsformen der Kultur, aber jede von beiden ist für sich allein genommen unvollkommen und stückwerk.

Von allen Seiten hört man, daß der heutige europäische Krieg so weit geführt werden muß, daß auf lange Zeit hinaus die Gefahr neuer Kriege in Wegfall käme. Was sollen in der Tat das furchtbare Blutvergießen und all der Jammer nützen, wenn man nach wenigen Jahren mit einem beständigen Auf und Ab von Sieg und Revanche wieder anfangen sollte? Dieses schon heute in den Gemütern lebende Gefühl wird sicher am Ende des Krieges noch schärfer und allgemeiner werden durch die Erschöpfung, die den großen Erschütterungen folgt, und durch das Brennen der erlittenen Wunden bei dem Sieger und beim Besiegten. Wie soll man aber die Gefahr beseitigen? Durch die militärische Vorherrschaft eines Volkes über das andere? Wenn diese Vorherrschaft bei Ungleichheit der Kultur möglich ist, so würde sie doch im heutigen Europa einen beständigen Zustand des Aufruhrs und der Bedrückung bedeuten: einen dauernden Krieg. Was bleibt also außer einem Bündnis der Völker?

Es kann absurd scheinen, in der furchtbaren Stunde des Völkerringens von einem Bündnis der Völker zu sprechen, aber die Geschichte weiß nichts von nicht zu befragendem Haß. Sind nicht die Kommunen und Republiken Italiens, die einander bis zum Tode gehaßt haben, heute in der Einheit der Nation verbündet? Früher waren Florenz, Venedig, Genua das Vaterland, heute ist es Italien. Die großen Krisen gestalten die Seelen der Völker um und öffnen wie eine Wegwende neue Aussichts, neuen neuen Gefühle und Gedanken, führen zu Neugebaltungen, die bisher unglücklich schienen. Ein so gedankenreicher und tiefer Denker wie Nietzsche sieht auch am Ende des Krieges die Bildung der Vereinigten Staaten Europas voraus. Gewiß wird das nicht gleich geschehen, aber in dem Blute der beiden Völker, das sich auf dem Schlachtfeld mischt, in den Leichen, die dieselbe Erde bedeckt, verschmilzt und durchdringt sich nicht nur die Verewigung, sondern neues Leben, auf daß aus den großen, aber unvollständigen Kulturen der beiden Völker die europäische Kultur ersthe. Möge diese Vision in dieser qualvollen Stunde ihr reines Licht über das unermessliche Meer von Blut senden.

In der feierlichen Stunde, in der sich eine Ära schließt und

die Pforten einer neuen Ära öffnen, ist unserem Italien, dem Lande der ewigen Wiederkehr, ein großes und edles Amt im Dienste der Kultur vorbehalten, wenn es sich von Leidenschaften und Sonderinteressen freigehalten versteht.

Wie eine Schlacht von heute aussieht.

Der bekannte englische Kriegsberichterstatter Hamilton Hyde, der die Ereignisse der Riesen Schlacht in Nordfrankreich von ihrem Anbeginn an miterlebt und an den verschiedensten Stellen des ungeheuren Kampfgebietes in der Feuerlinie gewesen ist, entwirft hier ein Bild der modernen Schlacht, dessen Naturkreise einen besonders anschaulichen Eindruck hinterläßt:

„Eine Landschaft mit kleinen Rauchwölkchen“ — so hat ein französischer Schlachtmaler eine Schlacht von heute beschrieben. Das ist durchaus nicht nur ein geistreiches Wort. Es ist vielmehr eine Beschreibung, von der alle, die Schlachten beobachtet haben, zugeben werden, daß sie sehr oft stimmt. Auf der Wäldung von heute kann während des Kampfes das Auge zumeist nichts ungewöhnliches in der Landschaft wahrnehmen außer jenen kleinen weißen Wölkchen in der Ferne, die zeigen, wo die Granaten explodieren. Selbst wer ein ausgezeichnetes Fernglas zur Verfügung hat, muß das Schlachtfeld sehr genau studieren, bevor sich ihm irgendwelche weiteren Zeichen des Kampfes enthüllen.

Die Kanonen des Feindes liegen in verdeckter Stellung. Sie sind vielleicht hinten am Abhang jener niedrigen Hügelreihen aufgestellt, die da drüben das Gelände unterbricht, oder sie sind vielleicht geborgen hinter jenen Baumreihen, die den Fluß umrahmen. Zumeist sind auch die Kanonen auf der Feindeseite nicht sichtbar oder in ihrer Stellung nur sehr schwer herauszufinden. Die Mannschaften liegen hingerichtet in ihren Gräben und Löchern, wenn „hingerichtet“ das rechte Wort ist für diese häufig so nassen und unwirtlichen Unterschlupfe. Dann und wann kann man undeutliche Linien auf dem Felde hinkabbeln sehen, die an ein Heer von Ameisen erinnern, oder es erhebt sich eine plötzliche Aufregung an den Hügelhängen, ein Gewimmel und Gewirre von Hunderten von schwarzen Punkten, gerade so, wie wenn man mit einem Stod in einen Ameisenhaufen herumstocherte und nun alles wüßte durcheinander lief. Das sind so die Eindrücke eines Schlachtfeldes von heute. Aber von dem, was man sich so gewöhnlich unter einer Schlacht vorstellt, wird man nicht die geringste Spur finden.

Der Kain, der sich das Bild einer Schlacht vorstellt und dabei an die Gemälde im Museum oder an die bunten Bilder in den Kriegsgeschichten denkt, sieht die Sache immer noch so an, als ob große Massen von Truppen gegeneinander marschierten, als ob die Kanonen auf beiden Seiten die Reihen der Gegner niedermähten, wenn sie herankommen; er glaubt, daß die Reihen gegeneinander unaufhaltsam vorrücken, bis sie im Bereich des Geschützfeuers auf beiden Seiten sind. Und dann — so denkt man sich das wohl — wird eben geschossen, bis dem einen Gegner die Munition oder die Gebuld ausgeht, und zuletzt geraten die feindlichen Heerschaaren in einem wilden Gemetzel Mann gegen Mann auf der ganzen Linie aneinander, die Kavallerie galoppiert dazwischen und haut ebenfalls drauf los, und das Ende vom Liede ist schließlich, daß das eine Heer geschlagen zurückgeht, während der Vorgesetzte der anderen Heeres feierlich verkündet, daß er gesiegt hat.

Diese Vorstellung, die noch in so vielen Köpfen spukt, muß man von Grund aus aus seiner Phantasie verbannen, wenn man den Sinn und das Gesicht der Schlacht von heute erfassen will. Der Krieg ist kein Sport mehr und keine Kauserei. Er ist eine Wissenschaft. Er ist ein Gebiet, das schwierige technische Studien, komplizierte Berechnungen erfordert und bei dem loßbare, auf das feinste gearbeitete Instrumente verwendet werden. Erfolgreiche Generale sind heute nicht mehr tapfere Draufgänger. Es sind viel eher Leute mit Brillen und professoralem Aussehen, die an gelehrte Wälderwälder erinnern, oder es sind Männer, die über ein großes Organisations-talent verfügen, die Ingenieure, große Finanzleute oder tüchtige Fabrikanten geworden wären, wenn sie nicht die Laufbahn im Heere vorgezogen hätten.

Diese wissenschaftliche Maschinerie des modernen Krieges hängt eng damit zusammen, daß man von einer modernen Schlacht so wenig sehen kann. Der Sieg winkt nicht mehr den Tapfersten, sondern denen, die die beste Maschinerie, die vorzüglichste Organisation haben, die sich am besten verteidigen und vergraben können.

Die Erstürmung der Mühle.

Von Emile Zola.

„Sie ist von Sinnen. Achten Sie nicht auf ihre Worte! Sie erzählt Ihnen albernes Zeug. Vorwärts! machen Sie ein Ende!“

Sie wollte noch immer Einwand erheben: sie kniete nieder; sie rang die Hände. Der Offizier wachte diesem Schmerzvollen Kampfe mit Ruhe bei.

„Ja, leben Sie!“ entschloß er sich endlich zu sagen: „ich halte mich an Ihren Vater, weil ich den anderen nicht mehr in der Hand habe! Sehen Sie zu, mir den anderen zur Stelle zu schaffen, und Ihr Vater soll seine Freiheit erhalten.“

Einen Moment lang schaute sie ihn an mit weit aufgerissenen Augen, ganz verblüfft von der Furchtbarkeit dieses Vorschlages.

„Das ist entsetzlich“, murmelte sie. „Wo soll ich Dominique zu dieser Stunde wiederfinden? Er ist fort; ich weiß nicht wohin.“

„Wählen Sie, kurz und bündig. Er, oder Ihr Vater!“

„O, mein lieber Gott! kann ich denn wählen? O wüßte ich doch, wo Dominique weilt, damit ich nicht wählen könnte! . . . Das ist's, was mir das Herz zerfleischt. . . . Ich möchte lieber auf der Stelle sterben. . . . Ja, dann war Ruhe! Töten Sie mich, bitte! Töten Sie mich!“

Diese Verzweiflungs- und Tränenzene brachte schließlich den Offizier um den Rest seiner Geduld. Er rief:

„Genug jetzt davon! Ich will Ruhe walten lassen und gebe Ihnen zwei Stunden Frist. Ist Ihr Liebster innerhalb von zwei Stunden nicht zur Stelle, dann wird Ihr Vater für ihn büßen.“

Er ließ Vater Merlier in die Stube führen, welche Dominique als Gefängnis gebietet hatte. Der Alte beehrte Tobak und begann zu rauchen. Auf seinem ruhigen Gesicht las man keine Erregung. Erst als er ganz allein war, weinte er, während er dicke Wollen aus seiner Weste paffte; ein paar dicke Tränen rollten langsam über seine Wangen. Sein armes, liebes Kind! Welch bitteren Schmerz hatte sie zu leiden!

Françoise war mitten im Hofe stehen geblieben. Breuhische Soldaten gingen lachend an ihr vorüber. Manche warfen ihr Scherz Worte, galante Späße zu, die sie nicht verstand. Sie starrte auf die Türe, durch welche ihr Vater verschwunden war. Und langsam führte sie die Hand nach der Stirne, als ob sie dieselbe am Zerspringen hindern wollte.

Der Offizier drehte sich auf dem Absatz herum und wiederholte:

„Sie haben zwei Stunden Zeit für sich! Suchen Sie dieselben zu nützen!“

Sie hatte zwei Stunden Zeit! Diese Worte summten ihr im Kopfe. Mechanisch schritt sie aus dem Hofe und vorwärts. Wohin aber sollte sie gehen, was sollte sie beginnen? Sie verfuhr gar nicht, einen Entschluß zu fassen, weil sie die Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen nur zu gut fühlte. Dennoch hätte sie Dominique gern leben mögen. Sie würden sich ausgeprochen, würden vielleicht einen Ausweg gefunden haben, und in dieses Gedankenwirrwarr verloren, schritt sie nach dem Ufer der Mühle, überquerte sie die Mühle unterhalb der Schleuse an einer Stelle, wo große Steine aus dem Bett herausragten. Ihre Beine trugen sie bis unter die erste Weide an der Mühledaube. Als sie sich bückte, erblickte sie eine Blutlache, deren Anblick ihr alles Blut aus dem Gesichte jagte. Das war die Stelle. Und von hier aus folgte sie der Spur Dominique in dem niedergefahrenen Grase, er mußte scharf gelaufen sein, denn quer über die Weide war eine Reihe von weitauseinanderliegenden Tritten sichtbar. Weiterhin verloren sich diese Spuren. Aber auf einer Nachbarmiese glaubte sie dieselben wiederzufinden. So gelangte sie bis an den Saum des Waldes, wo jedes Zeichen aufhörte.

Françoise lief aufs geratewohl unter den Bäumen hin. Es gewährte ihr Erleichterung, daß sie allein war. Sie setzte sich einen Augenblick auf die Erde. Dann gedachte sie der verstreichenden Frist und sprang empor. Seit wie langer Zeit hatte sie wohl schon die Mühle verlassen? War's fünf Minuten her? War's eine halbe Stunde her? Sie wußte nichts. Vielleicht hatte Dominique sich in ein Dickicht versteckt, das ihr bekannt war, wo sie an einem Nachmittag mit einander Jagdmüsse geplüht hatten. Sie begab sich nach diesem Dickicht und unter suchte es. Nur eine Amsel flog auf, ihre sanfte, traurige Weise pfeifend. Dann begann sie sich, daß er sich in eine Felsenhöhle geflüchtet haben könnte, wo er sich zuweilen auf den Anstand legte. Aber die Höhle war leer. Was nützte es wohl, daß sie ihn suchte? Sie würde ihn doch nicht finden; und allmählich wurde der Wunsch, ihn zu finden, zur Leidenschaft, sie schritt rascher und rascher vorwärts. Der Gedanke, daß er auf einen Baum gestiegen sei, schoß ihr plötzlich in Sinne. Sie schaute jetzt fortwährend in die Höhe und um ihn von ihrer Nähe zu unterrichten, rief sie alle fünfzehn Schritte seinen Namen. Der Ruf des

Stuhls antwortete ihr. Ein durch die Zweige fahrender Windhauch erzeugte den Glauben in ihr, er sei da und kletterte hinab. Einmal sogar bildete sie sich ein, ihn zu sehen; sie blieb stehen, die Knie wie zusammengeschmürt von Angst und Schreck. Dann fühlte sie den Drang zu fliehen. Was sollte sie ihm sagen? Wollte sie ihn denn von hier fort und dem Tod in den Ardenen führen? O nein! nein! Sie würde gewiß nicht über dergleichen Dinge mit ihm sprechen! Sie würde ihm zurufen, daß er sich flüchten, daß er nicht länger mehr in der Gegend hier bleiben sollte! Dann fiel ihr der Vater ein, der ihrer wartete, und dieser Gedanke bereitete ihr einen stechenden Schmerz. Sie sank auf den Rasen, nieder, weinend und in einem fort rufend:

„Ach Gott! ach Gott! weshalb bin ich auf der Welt!“

Sie war von Sinnen getrieben, als sie hierher gekommen war; und wie von plötzlicher Furcht gepackt, verfluchte sie aus dem Walde zu fliehen. Dreimal verirrte sie sich, dreimal meinte sie, daß sie die Mühle nicht wiederfinden würde, als sie plötzlich auf eine Wiese hinanstrat, gerade gegenüber von Rocreufe. Sobald sie des Dorfes ansichtig wurde, blieb sie stehen. Sollte sie denn allein zurückkehren?

Sie blieb stehen, denn eine Stimme hatte sie eben leise gerufen:

„Françoise! Françoise!“

Und sie erblickte Dominique, welcher über den Rand eines Grabens den Kopf heraufreckte. Gerechter Himmel! Sie hatte ihn gefunden! Der Himmel wollte also seinen Tod! Sie unterdrückte einen Aufschrei und glitt hinunter in den Graben.

„Du hast mich gesucht?“ fragte er.

„Ja“, antwortete sie mit summendem Kopfe; sie wußte nicht, was sie sprach.

„Oho! was geht denn vor!“

Sie senkte die Augen; sie stotterte.

„Nichts! nichts! Ich war unruhig über Deine Flucht — ich hatte Verlangen Dich zu sehen.“

Sierdurch beruhigt, erklärte er ihr, daß er sich nicht habe entfernen wollen. Er hätte Furcht für ihr Geschick. Diese Breuhen wären gar wohl imstande, sich an Weibern und Greisen zu rächen. Es ginge aber schließlich doch alles noch gut und lachend setzte er hinzu:

„In acht Tagen wird Hochzeit gemacht; und damit gut!“

Als er jetzt aber ihre Betroffenheit wahrnahm, wurde er ernst.

„Was ist Dir denn? Du verheimlichst mir etwas!“

fragte er.

Kleines Feuilleton.

Was Amerika der Weltkrieg kostet.

„The innocent bystander“ unterzeichnet die amerikanische Zeitschrift „The Outlook“ eine treffende Karikatur, auf der Uncle Sam mit dem Fernstecher über den großen Tisch nach Europa hinüber schaut. Doch Europa explodiert, und dem „innocent bystander“ — dem unbeteiligten Zuschauer — fliegt eine Granate an den Kopf, auf der „Verteuerung der Lebensmittel“ zu lesen ist. Als der Krieg ausbrach, hörte man vielfach die Ansicht, die Vereinigten Staaten von Nordamerika würden als laienhafte Dritter ihren Vorteil aus dem Ringen der beiden großen Parteien ziehen, und in der amerikanischen Presse erscholl der Ruf nach einer Handelsmarine, die imstande wäre, den Ueberseehandel des Deutschen Reiches an sich zu reißen. Dem gegenüber betont William W. Vennay, der Leiter der auswärtigen Abteilung der „National Association of Manufacturers“ in der „New Yorker Tribune“, daß die Vereinigten Staaten durch den Weltkrieg alles andere, nur keine Vorteile erlangen. Den Handel Deutschlands mit Amerika beziffert Vennay auf 1884 Millionen Dollar. Davon entfielen im Jahre 1913 auf die Vereinigten Staaten 185 Millionen und auf die zehn lateinischen Republiken Südamerikas 167 Millionen, während Kanada mit 16 Millionen, Mexiko mit 11 Millionen, Kuba mit 7 Millionen und Mittelamerika mit 4 Millionen Dollar an der deutschen Ausfuhr beteiligt waren. Daß es den Vereinigten Staaten gelingen könnte, diesen gesamten deutschen Handel nach Amerika an sich zu reißen, ist völlig ausgeschlossen. Aber wenn es auch nur einen Teil während der Kriegszeit an sich zieht, so steht diesem Gewinn doch immer noch ein viel größerer Verlust gegenüber. Vennay schätzt nämlich die Einfuhr, die der Handel der Union mit Deutschland während des Krieges erleidet, auf jährlich 1812 Millionen Dollar, er überwiegt also bei weitem den etwaigen Gewinn Amerikas. Dazu kommt, daß der amerikanische Handel mit Österreich-Ungarn, Rußland, den Balkanstaaten und der Schweiz bisher zum größten Teil über Deutschland oder durch deutsche Zwischenhändler gegangen ist. Selbst wenn es gelingt, die Einfuhr nach der Schweiz über Italien zu leiten und die nach den Balkanstaaten durch das Mittelmeer zu führen, wird doch der Verkehr nach Österreich-Ungarn und Rußland fast völlig unterbrochen. Verdrüssigt man außerdem die nicht unbedeutende Steigerung der Lebensmittelpreise, auf die die Karikatur des „Outlook“ hinweist, so wird man den Auswirkungen Vennays, daß die Vereinigten Staaten durch den Weltkrieg einen Schaden unter Umständen auf Milliarden belaufenden Verlust erleiden, nur zustimmen können.

Aus einem französischen Feldpostbrief.

Die vernichtende Wirkung des deutschen Geschützes und Infanteriefeuers schildert ein französischer Infanterist anschaulich in einem vom New Yorker „Evening Sun“ veröffentlichten Feldpostbrief.

„Seit einigen Minuten hören wir das Rollen des Artilleriefeuers. Auf der Höhe des Flügels angekommen, werfen wir uns nieder, und ich kann deutlich auf den jenseitigen Höhen und Abhängen die deutschen Artilleristen an ihren Geschützen hantieren sehen. Ein dicker Rauch steigt aus einem dieser Geschütze, unwillkürlich fahren wir alle zusammen. Doch schon im nächsten Augenblick knien wir, springen auf und reden die Hälse. Die Reugier überwiegt; wir wollen, wie bei einem Wettstehen, durch- aus sehen, wo das Geschütz eingeschlagen hat. Es sieht aus, als ob wir uns in der Galerie eines Theaters weit vorbeugen, um die Handlung auf der Bühne besser verfolgen zu können. Die deutschen Granaten und Kugeln fliegen bald auch über unsere Köpfe hinweg. Bei jedem pfeifenden Geräusch ducken wir uns, obgleich wir genau wissen, daß in diesem Augenblick das gefährliche Geschütz schon vorbei ist. Zu Beginn durchrieselte uns alle ein leichter Fieberschauer, der aber bald nachließ.“

Die Erde erzitterte unter der ununterbrochenen Kanonade und die Luft wurde von den giftigen Gaskriegsgasen förmlich durchschnitten. Mein Kamerad zur Rechten fiel plötzlich nach vorn, ohne ein Wort zu sagen. Er war durch einen Brustschuß getötet. Ein Mann vor mir warf die Hände empor und fiel auf die Erde; er richtete sich noch mal in den Knien auf und fiel wieder nieder. Auch er war tot. Da explodierte eine Granate. Ein furchtbarer Schrei folgte. Fünf von uns lagen tot in ihrem Blut. Ein sechster, dem beide Beine abgerissen waren, lebte noch, war bei Bewußtsein und flehte mit schwacher Stimme, seinen Schmerzen ein Ende zu machen. Da ging ein Offizier zu ihm, sah ihm in die Augen und schob ihm mit dem Revolver durchs Herz. „Es ist das Beste“, murmelte er vor sich hin, „armer Teufel!“ Dann wandte sich der Offizier wieder zu uns, um einen Befehl zu erteilen. Er öffnete den Mund, doch ehe er ein Wort sagen konnte, drang eine Kugel hinein. Wie ein Krampf drehte er sich zweimal um sich selbst und fiel neben mir in den Graben.

In einiger Entfernung hinter uns weilten Mitglieder des roten Kreuzes und mehrere Priester, um den aus der Front geholten Verwundeten die ersten Verbände anzulegen. Eine Granate explodierte über ihren Häuptern, und nur zwei der Sanitäts-soldaten blieben am Leben. Inzwischen rückten die feindlichen Truppen immer weiter vor. Sie haben schwer gelitten, doch auf unserer Seite sind die Verluste viel größer und unsere Lage wird kritisch. Wir müssen uns zurückziehen. Gerade, als ich einen rückwärts liegenden Hügel erreicht habe, fühle ich einen leichten Schlag auf die linke Schulter. Ich achte nicht darauf, doch wenige Augenblicke später wird mein Arm wie Blei und ich fühle einen brennenden Schmerz. Ich bin verwundet.“

Notizen.

— Theaterchronik. Die Oper „Der Ueberfall“ von H. Jöcher, die das Deutsche Opernhaus am Sonnenbad zur Aufführung bringt, behandelt eine Frankfurter-Episode aus dem Jahre 1870. Sie wurde zum 25. Gedenktag der Schlacht von Sedan 1895 komponiert. — Im Rahmen der Schauspieler-Gildeaktion der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger beginnt die zweite Vorstellungsreihe der Vaterländischen Schauspiele am Freitagabend 21. Uhr mit dem Schauspiel „Die Spielpläne“: „Die Hermannschlacht“, „Der ver-“

— Die Löwen von Antwerpen. In einem Antwerpener Brief vom 7. Oktober liest man in den „Times“: „Heute früh kam ich aus Kugelerde in den wunderbaren Zoologischen Garten und dort hatte ich einen der traurigsten Anblicke des Krieges — ein großes offenes Grab mit vier prächtigen Löwen, die eben erschossen und hineingelegt waren. Ein Tier darunter hat eine wahrhaft prächtige Barmherzigkeit ihre Kräfte verstreut und sie dann frei werden können. Ich sprach den Mann, der mit einem Gewehr bewaffnet und auf dem Wege war, die anderen gefährlichen Fleischfresser zu töten, und ich sprach später mit dem Direktor des Zoologischen Gartens; beide waren von tiefer Trauer erfüllt, als sie von den Opfern erzählten.“

— England läuft für 860 Millionen Mark Zucker. Um der Judennot vorzubeugen, von der sich England angegriffen der Störung der Einfuhr von Rübenzucker aus Deutschland, Österreich-Ungarn und Belgien bedroht sieht, hat der Minister Mac Kenna 800 000 Tonnen Rohzucker zum Preis von rund 400 M. für die Tonne angelauft. Die Kaufsumme macht somit einen Betrag von 320 Millionen Mark aus. Die enormen Vorräte wurden in der Hauptsache in Guyana auf Java und den Mauritiusinseln zusammengebracht. Es ist das in der Wirtschaftsgeographie der größte Zuckerlauf, der jemals vorgekommen ist. Was den Preis anbetrifft, so wurde ihm der Wert des Rohmaterials mit Zuschlag einer kleinen Erhöhung für die Verarbeitung zugrunde gelegt.

Wenn es zu einem aufregenden Kampf, Auge in Auge kommt, wenn das Bajonett wütet und das Handgemenge einsetzt, dann sind nur die, die miteinander kämpfen, nahe genug, um etwas davon erzählen zu können. Ich habe mit meinem guten Feldglas viele Teile des riesigen Schlachtfeldes durchsucht, das sich in einer gewaltigen Diagonale durch Frankreich erstreckt. Ich habe bei feuernden Batterien gestanden. Ich habe in den Schützengraben gelegen und bin zu der vordersten Feuerlinie gekrochen. Ich habe sogar deutsche Soldaten gesehen und mich mit ihnen unterhalten, was die Kämpfenden selbst nicht tun können. Aber ich kann wirklich keine andere Beschreibung einer Schlachtenfront von heute geben, die in kurzen Worten bezeichnen wäre als die des französischen Malers: „Eine Landschaft mit kleinen Rauchwölkchen.“

Hinter der eigentlichen Front, hinter den Kämpfenden, da gibt es freilich sehr viel zu sehen. Hier, gleichsam hinter den Kulissen der Kriegsbühne, auf der sich das Drama der Schlacht abspielt, begreift man erst die ungeheure Kompliziertheit jener Maschinerie, die Schlachten gewinnt und die Notwendigkeit, daß sie so vollkommen sei wie möglich. Man kann die besten Kanonen von der Welt haben, und doch sind sie zu nichts nütze, wenn die Pferde fehlen, die sie ziehen. Man kann die tüchtigsten und tapfersten Soldaten besitzen, und sie werden nichts leisten können, wenn man sie nicht regelmäßig und gut ernährt, wenn man ihnen nicht die nötige Ruhe gibt. Und weiter: alle Bewegungen der Truppen müssen genau berechnet werden, alle Wege müssen sorgfältig freigemacht sein, denn es geht nicht an, daß zwei Regimenter, eines das vorgeht und eines das zurückgeht, auf derselben Chaussee marschieren. Das würde eine schöne Verwirrung geben.

Komm also hinter die Szene! Wir haben eben die Artillerie beobachtet und hindurchgesehen über das weite flache Land mit den niedrigen Hügeln in der Entfernung, den Hügeln, wo der Feind steht. Wir sind selbst auf einem Plateau. Nun gehen wir den Abhang hinunter, und wir haben ein anderes Bild vor uns, das hinter der Schlacht liegt. Mit einem Male sind wir unter den Mäulern, die warten, bis die Reihe an sie kommt, die ausruhen, bis das Stichwort fällt, das sie hineinreißt in das Drama von Blut und Eisen.

Hier dicht dabei, um damit zu beginnen, ist eine große Menge von Artilleriegeschützen, die alle ruhig dastehen, während ihre Batterien in Tätigkeit sind. Gehen wir weiter, so kommen wir an eine lange Munitionskolonnen, die am Wegrand wartet, Wagen auf Wagen, alle mit Granaten beladen; die Reihe scheint endlos. Dann ein Dorf, voll von Soldaten. Soldaten überall, in den Gassen herumgehend, an den Haustüren, hier und da, die Köpfe schielend, dort eine ganze Schar in tiefem Schlaf. Da hat sich einer auf einem flachen Stein einen Schreibtisch eingerichtet, auf dem er einen Brief frisiert. Wieder andere waschen ihre Kleidung im Bach, und in einer Ecke sitzen drei behaglich zusammen und spielen Karten. Im Schatten einer hohen Mauer ruht ein Mann einen anderen, während ein dritter, der eben raucht, sich das Gesicht in einem Eimer wäscht. Zwei oder drei sitzen und angeln. Solche französischen Soldaten, die in den Zwischenräumen einer Schlacht die fließende mitgeteilte Angelegenheit ins Wasser werfen, findet man immer. Es ist die Hauptpassion der Franzosen, und ich glaube, wenn um 10 Uhr die letzte Posaune ertönt und das jüngste Gericht für 12 Uhr anberaumt, dann würden noch viele von ihnen die Zwischenzeit dazu benutzen, um im nächsten Bach zu angeln. Nun sind wir durchs Dorf, und nachdem wir am Ausgang unsern Paß gezeigt haben — denn ohne diesen kommt man überhaupt nicht weit, und doch ein Ausweis ist schwer zu erlangen — stehen wir in einem kleinen Tal zwischen zwei Hügeln, und als wir da hindurch sind, stehen wir auf einer großen Wiese, die ausreicht, als ob hier Pferdemarkt wäre. Hunderte von Pferden weiden hier und trinken aus dem Bach. Die Reserve der Artillerie lagert hier. Noch weiter hinten sind neue Dörfer, die von Infanterie-Regimenten besetzt sind, und noch weiter hinten stehen wir auf Kavallerie, die auf dieser Kriegsbühne nichts zu tun hat. Da sie dazu da ist, aufzuklären und Jagd mit dem Feinde zu suchen oder nach Verdrängung des Kampfes den fliehenden Feind zu verfolgen oder einen Rückzug zu schützen, so bleibt für sie während der eigentlichen Schlacht wenig oder nichts zu tun.

Nun begegnen wir einer andern sehr langen Wagenreihe; alles Automobile. An einer bestimmten Stelle machen sie Halt und fahren auseinander. Auf vielen liegen geschlachtete Ochsen und Schafe, Fleisch in Kästen. Andere sind mit runden Broten beladen. Hier ist die Speisekammer der Truppen, von hier werden die Rationen an die einzelnen Regimenter verteilt und bald wird das, was von hier aus geht, auf Hunderten von Kochtöpfen über Hunderten von Lagerfeuern braten und schmoren.

Das Aufschlagen von Logen im eigentlichen Sinne gibt es beim französischen Heere nicht. Ich habe noch kein richtiges Zelt gesehen.

„Nein, nein! ich schwöre es Dir! Ich bin nur hergelaufen, um Dich zu sehen.“

Er umarmte sie und meinte, daß es unklug gehandelt wäre, wenn sie noch länger zusammen sprächen. Er wollte den Graben wieder heraufsteigen, um in den Wald zurück zu schleichen. Sie hielt ihn zurück. Sie zitterte heftig.

„Söre, Du tätest vielleicht doch gut, wenn Du hier bliebst.“

„Es sucht Dich niemand; Du hast nichts zu fürchten.“

„Françoise, Du verbirgst mir etwas“, sagte er abermals. Sie versicherte ihm abermals hoch und teuer, daß sie ihm nichts verheimliche. Sie sei bloß gekommen, um bei ihm zu sein. Und sie stotterte noch andere Beweggründe. Sie ersuchten ihm so eigentümlich, daß er sich jetzt selbst gezwungen haben würde, den Paß zu verlassen. Uebrigens glaubte er auch an die Rückkehr der Franzosen. Es wären Truppen auf der Seite des Saubaler Waldes gesehen worden.

„Ach! wenn sie doch recht geschwind kämen! wenn sie doch schnellstens zur Stelle wären!“ murmelte sie mit viel leidenschaftlicher Erregung.

In diesem Augenblick schlug es elf Uhr am Kirchturm von Moreuse. Die Schläge drangen hell und deutlich an ihr Ohr. Sie stand erschrocken auf. Es war zwei Stunden her, seit sie die Mühle verlassen hatte.

„Söre“, sagte sie hastig; „wenn wir Deiner Hilfe bedürftig sein sollten, so werde ich in meine Stube hinauf gehen und mit dem Schnupftuch winken.“

Und sie lief davon, während Dominique in äußerster Unruhe sich am Rande des Grabens hinstreckte, um die Mühle zu überhören. Als Françoise in das Dorf hineintrat, begegnete sie einem alten Bettelmann, dem Vater Vontemps, welcher die ganze Gegend genau kannte. Er grüßte sie; er hätte eben den Müller gesehen inmitten der preußischen Soldaten; dann machte er das Zeichen des Kreuzes und murmelte abgerissene Worte; dann ging er weiter.

„Die zwei Stunden sind verstrichen“, sagte der Offizier, als Françoise wieder zum Vorschein kam.

Water Merlier sah auf der Bank neben dem Brunnen. Er rauchte noch immer. Das junge Mädchen hat, weinte, kniete von neuem. Sie wollte Zeit gewinnen. Die Hoffung auf die Rückkehr der Franzosen hatte sich in ihrem Gemüte festgesetzt, und während sie schrie und wehklagte, glaubte sie in der Ferne die taktmäßigen Schritte einer Truppendivision zu hören. O! wenn sie erschienen wären! wenn sie ihnen allen Befreiung gebracht hätten!

„Gnade, Herr! Gnade! Eine Stunde, noch eine Stunde Frist!... Sie können uns doch noch eine Stunde schenken!“ (Schluß folgt.)

Diätetik im Kriege.

Es ist eine allen Sportsleuten bekannte Tatsache, daß die Quelle aller Muskelkraft nicht in der Eiweißnahrung liegt, deren charakteristischer Bestandteil das Fleisch ist, sondern in Kohlehydraten, die durch die Einwirkung der verschiedenen Verdauungssäfte in Zucker verwandelt und als solche vom Körper verarbeitet werden. Dem entsprechend ergaben Massenversuche, die von der Medizinischen Abteilung des Kriegsministeriums angestellt wurden, daß die Zufuhr von reinem Zucker auch bei aufrengenden militärischen Übungen die Leistungsfähigkeit erhält und erhöht. Es lag auf der Hand, zu versuchen, ob sich dieses Resultat durch Kombination von Kohlehydrat mit einem unschädlichen Nervenreizmittel sich nicht noch erheblich steigern ließe. Dr. Roeder-Vorlin berichtet in der „Berliner Klinischen Wochenschrift“ (1914 Nr. 38) über die äußerst günstige Wirkung eines Präparates, dessen Hauptbestandteile ein Malzextrakt und die südamerikanische Pflanze Yerba Maté sind.

Dieser Yerba Maté hat dem chinesischen Tee gegenüber den Vorzug, daß sein Alkaloidgehalt nur gering ist und daß vor allem ätherische Öle nur in Spuren vorhanden sind. Infolgedessen wirkt dieser Tee nicht narotisch, selbst wenn größere Mengen dem Körper einverleibt werden. Trotz seiner anregenden Wirkung auf das Nervensystem regt der Maté nicht auf, verbindet vielmehr eine beruhigende Wirkung mit dem Vermögen, den Durst zu stillen. Auch die Stimmung wird in günstigem Sinne beeinflusst. Die bequeme Tablettenform, in die man das Maté-Malzextraktpräparat gebracht hat, erleichtert seine Verwendbarkeit und bietet dem Soldaten im Felde einen willkommenen, weil zugleich anregenden und nährenden, Ersatz für seinen Tabakpfeifen. Der weitere Vorteil dieser trockenen Tabletten ist der, daß sie die Speichelsekretion stark anregen, so daß das Gefühl der Durststillung um so stärker hervortritt. Das Maté-Malz genannte Präparat regt die ermüdeten Nerven und Muskeln zu neuer Tätigkeit an, stillt den Durst, ohne die dem Herzen so gefährliche Flüssigkeitszufuhr nötig zu machen und macht vor allem den Alkohol vollständig entbehrlich. Diese letzte Wirkung allein wäre schon hinreichend, um jedem einsichtsvollen Truppenhygieniker und Sportsmann den Maté als Anregungsmittel zu akzeptieren. Alkohol zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit gebraucht, heißt den Teufel mit Beelzebub vertreiben.

Die untermeerischen Kabel und der Krieg.

Im Jahre 1884 wurde eine internationale Uebereinkunft zwischen den größten Staaten der Erde zum Schutz des telegraphischen Verkehrsmittels untermeerischer Kabel geschlossen. Dort hieß es im Artikel 15, daß die Verabredung der gegenwärtigen Konvention durchaus nicht die Freiheit des Vorgehens kriegsführender Staaten beeinträchtigen soll. Dadurch war die Herbeiführung von Verlethungen während eines Seekrieges in vollem Umfang möglich. In den darauf folgenden Kriegen wurde die Frage nicht berührt. Im Chinesisch-Japanischen Krieg 1894—95 wurde der Kabelverkehr überhaupt nicht unterbrochen, so daß während der ganzen Zeit Handelsbeziehungen zwischen den Häfen auch der beiden kriegführenden Länder befördert wurden.

Etwas anders gestaltete sich die Lage im Griechisch-Türkischen Krieg 1907. Damals wurde der am tiefsten telegraphische Verkehr durch Kabel zwischen den beiden Ländern verboten, ohne daß jedoch die Kabel durchgeschnitten wurden. Dann folgte als reiner Seekrieg der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten, und die Verabredung oder Verbindung der Kabel spielte dabei von Anfang an eine wichtige Rolle. Die Kabeldepeschen von Havanna auf der damals spanischen Insel Kuba nach New-York an der Küste von Florida wurden schon vor Ausbruch des Krieges einer Zensur unterworfen, und die Vereinigten Staaten sagten auch alsbald die Notwendigkeit ins Auge, die spanischen Inseln im Mexikanischen Meerbusen von einer Verbindung mit Spanien selbst abzuschneiden. Spanien hatte wohl den Wunsch, sich dafür durch Zerstörung der Kabel zu rächen, die von den Vereinigten Staaten nach Europa führten. Ein Kabel durch den Stillen Ozean nach Australien und nach Ostasien war damals noch nicht vorhanden. Die Spanier kamen mit diesem Plan nicht zustande, einmal wegen der schnellen für sie ungünstigen Beendigung des Krieges und auch wegen der Schwierigkeit der Aufgabe, weil zu einer völligen Abscherrung der Vereinigten Staaten auch die Zerschneidung der Kabelverbindung zwischen Südamerika und Europa nötig gewesen wäre.

Da die Wiederherstellung eines durchschnittenen Kabels nicht sehr viel Zeit beansprucht, würde eine große Zahl von Kabelverbindungen überhaupt kaum gleichzeitig unterbrochen werden können. Von neuem wurde die Frage aufgeworfen durch den Krieg zwischen Rußland und Japan in Ostasien. Das eine der kriegführenden Länder als Inselreich war in seinem telegraphischen Zusammenhang mit der übrigen Welt durchaus von den Seekabeln abhängig. Da Rußland die Festlandstelegraphen nach dem Kriegsschluß in eigener Hand hatte, so konnten auch nach Europa die Nachrichten aus Korea und der Mandchurei nur durch Kabel befördert werden. Hätte Rußland damals kriegerische Erfolge erzielt, so würde es die Möglichkeit besessen und ohne Zweifel auch benutzt haben, Japan durch Zerstörung der Kabelverbindungen schwer zu schädigen.

Da sich Japan im jetzigen Kriege über die Neutralität von China hinweggesetzt und den Krieg geradezu auf chinesischen Boden übertragen hat, kann man sich auch mit Rücksicht auf die Kabel auf eine vollkommene Willkür der Japaner gefaßt machen. Die japanischen Inseln sind untereinander selbstverständlich ohne Ausnahme durch Kabel verbunden. Eine Störung der Kabel von Shanghai nach anderen chinesischen Hafenplätzen würde nichts schaden, da eine Verbindung auch über Land besteht. Die Vereinigten Staaten würden es allerdings durchaus in der Gewalt haben, eine Kabelverbindung Japans mit Amerika völlig zu unterbinden. Ob die Durchschneidung von Kabeln, die sich in fremdem Besitz befinden, durch kriegführende Parteien eine Verletzung des Völkerrechts wäre, ist noch eine offene Frage. Fälle dieser Art sind jedenfalls mehrfach vorgekommen, sowohl während des Deutsch-Französischen Krieges als während des Krieges zwischen Peru und Chile und im Spanisch-Amerikanischen Krieg.